

Meditation

Danke an das Leben
Für meine Augen, die viel sehn
Was mir Freude macht
Den Baum, die Wolken und die Nacht
Sie können mit mir weinen, lachen, staunen

Danke für den Blick in andre Augen
Danke an das Leben
Meine Stimme und die Dinge
Die ich sag und hör
Das Lied, die Sprache und das Meer
Sie können mit mir lachen, weinen, singen
Danke für den Klang der andern Stimmen

Danke an das Leben
Für die Gedanken, die stets wach sind
Auch im tiefen Schlaf
Den Traum, die Sehnsucht und die Tat
Sie können mich begeistern, bremsen, lenken
Danke für den Wunsch, wie andre zu denken.

Danke für die Finsternis
Ohne die das Licht nichts ist
Danke für das Böse
Das das Gute gut sein lässt
Der Himmel wird erst schön durch ein paar Wolken

Danke an das Leben
Für meine Augen, die viel sehn
Was mir Freude macht
Den Baum, die Wolken und die Nacht
Sie können mit mir weinen, lachen, staunen
Danke für den Blick in andre Augen

Peter Maffay

Wir Seelsorger*innen aus St. Kosmas und Damian leiten regelmäßig das Morgengebet beim Senior*innenfrühstück der Gemeinde. Mit dem Morgengebet, das eher eine kleine Andacht ist, wechseln wir uns ab. Es ist für alle ein schöner Start in den Tag.

In der letzten Woche, bevor wegen des Virus unser Gemeindeleben ausgesetzt wurde, war ich an der Reihe. Meine Andacht kreiste um den Begriff des „Sehens“ und passend dazu druckte ich das vorliegende Gebet von Peter Maffay aus. In großer Schrift, als gemeinsame Meditation.

Beim gemeinsamen Lesen des Textes blieb ich an der vorletzten Strophe hängen. Im Hinterkopf die schon präsente Situation mit dem Coronavirus, waren die Zeilen gar nicht so harmlos:

*Danke für die Finsternis
Ohne die das Licht nichts ist
Danke für das Böse
Das das Gute gut sein lässt
Der Himmel wird erst schön durch ein paar Wolken*

Aus diesen Zeilen spricht unsere alltägliche Erfahrung mit dem Leben. Wir alle erleben dunkle oder unheile Stunden und helle oder heile Situationen. Wir fallen und stehen wieder auf. Wir freuen uns, wenn es eine Woche regnet und dann die Sonne wieder scheint. Wir sind froh, wenn nach einer Krankheit alles wieder in Ordnung ist. Diese Gefühle kennt jeder. Und wir werden sie alle intensiv erleben, wenn wir nach den kommenden Wochen wieder glücklich und froh sein werden, ein soziales Leben zu leben und Menschen die wir lieben, in den Arm nehmen zu können.

Aber in den Worten klingt auch ein anderer Aspekt mit, ein moralischer Aspekt:

Hier geht es um das Verhältnis zwischen Gut und Böse. Das Gute existiert, weil es das Böse gibt. Nur weil es das Böse gibt, können wir das Gute als etwas Gutes erfassen.

Und, so heißt es weiter, wir danken Gott für das Böse, weil es das Gute gut sein lässt. Ist das so? Gott für das Böse danken, damit wir auch das gute (aktuell möglicherweise Gesundheit) zu schätzen wissen?

Die Frage, warum es das Böse in der Welt gibt, ist uralt und im Laufe der Theologieggeschichte und der Philosophie auf unterschiedlichste Art und Weise beantwortet worden. Die Zeilen aus dem Maffay-Lied erinnern mich jedoch stark an ein Argument, welches Gottfried Wilhelm Leibniz in seiner Antwort auf die Frage, warum es das Böse in der Welt gibt, anführte.

Leibniz Theorie über das Übel (also das Böse) in der Welt nimmt Bezug auf ein berühmtes Trilemma. Die philosophische Frage nach dem Übel in der Welt, die sich in dem Trilemma zeigt, wird als „Theodizee“ bezeichnet:

Das Trilemma lautet:

Angenommen, Gott ist allgütig, allmächtig und allwissend, dann, so das Trilemma, können wir keine Erklärung für das Böse in der Welt finden. Denn

1. Wenn Gott die Übel erkennen kann (Allwissenheit), aber nicht verhindert (was er kann, weil er allmächtig ist), dann ist er nicht allgütig (denn dann würde er wollen, dass es uns gut geht, es gäbe dann gar kein Übel)
2. Wenn Gott die Übel verhindern kann (was er kann, weil er allmächtig ist) und allgütig ist, dann kann er nicht allwissend sein (denn wüsste er um alle Übel, würde er sie verhindern).
3. Wenn Gott allgütig ist und um alle Übel weiß, dann kann er nicht allmächtig sein (denn sonst würde er eingreifen und die Übel verhindern).

Leibniz Lösung besteht darin, dass er keine der drei angenommenen Eigenschaften Gottes in Frage stellt. Gott, so seine These, ist sowohl allgütig, als auch allmächtig, als auch allwissend. Das Problem ist nicht Gott, sondern unser Urteil darüber, wie wir zum Übel in der Welt stehen.

Die Leibniz'sche Antwort in aller Kürze lautet: Gott ist allwissend und allmächtig, denn als er die Welt erschuf, konnte er die Zukunft aller möglichen Welten vorhersehen und konnte sich für eine entscheiden.

Er ist allgütig, denn er hat sich für die beste aller Welten entschieden. Aber auch in der besten aller Welten existiert nicht nur Gutes, sondern eben auch Übel. Würde eines der Übel in der Welt fehlen, wäre es nicht mehr die beste aller Welten. Wir leben, so seine These, in einer von Gott erschaffenen „prästablisierenden Harmonie“, in der jedes Ding vorherbestimmt ist und einen Platz hat. Das Gute und das Böse und jeder Mensch sowieso.

Die Übel, die es in der Welt gibt, sind deshalb nur Mittel zum Zweck: sie dienen dazu, die beste aller Welten aufrecht zu halten. Deshalb dürften wir Menschen auch nicht darüber klagen. Übel, so Leibniz, hätten vielfache Funktionen und jede dieser Funktionen würde immer auf etwas Gutes verweisen: So würde Böses oftmals etwas Gutes bewirken, oder das Böse – und jetzt komme ich wieder zu dem Text von Peter Maffay zurück – das Gute umso heller erstrahlen lassen.

Wir Menschen, so Leibniz weiter, sind auch nur Teil dieser Harmonie und da unser Verstand diese Harmonie nicht durchdringt, müssten wir sie ohne inneren Widerstand erdulden.

Das Menschen- und Weltbild Leibniz ist zynisch. Zynisch deshalb, weil hier das Übel in der Welt verzweckt und marginalisiert wird. Zynisch deshalb, weil der individuelle Mensch nichts wert ist, sondern nur das große Ganze.

Eine der größten Errungenschaften und einer der größten Unterschiede zu Leibniz ist unser modernes Welt- und Menschenbild. Wir gehen im Allgemeinen davon aus, dass der Mensch und die Natur in ihren Entwicklungen frei sind. Wir Menschen sind autonome Wesen, die frei entscheiden und moralisch handeln können. Wir leben nicht fatalistisch, sondern verantwortlich.

Und gerade deshalb können wir Gott vertrauen. Gott handelt, so glauben wir, heilend. Und wir sind keine Marionetten in seinem Heilsplan, sondern geliebte Personen, die sich frei zu seiner Liebe zu uns verhalten können. Auf seine Liebe zu uns können wir antworten. Gott handelt dort heilend, wo wir uns für seine Liebe öffnen und diese Liebe durch unser Handeln in die Welt tragen. Dort, wo wir einander stützen und miteinander neu anfangen.

Das Evangelium von Freitag, dem 20. März bringt dieses in wunderbaren Worten zum Ausdruck:

Markus 12, 28b-34

In jener Zeit

ging ein Schriftgelehrter zu Jesus hin und fragte ihn: Welches Gebot ist das Erste von allen?

Jesus antwortete: Das erste ist: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr.

Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deinen Gedanken und all deiner Kraft.

Als zweites kommt hinzu: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Kein anderes Gebot ist größer als diese beiden.

Da sagte der Schriftgelehrte zu ihm: Sehr gut, Meister! Ganz richtig hast du gesagt: Er allein ist der Herr, und es gibt keinen anderen außer ihm,

und ihn mit ganzem Herzen, ganzem Verstand und ganzer Kraft zu lieben und den Nächsten zu lieben wie sich selbst, ist weit mehr als alle Brandopfer und anderen Opfer.

Jesus sah, dass er mit Verständnis geantwortet hatte, und sagte zu ihm: Du bist nicht fern vom Reich Gottes. Und keiner wagte mehr, Jesus eine Frage zu stellen.

In diesem Evangeliumstext geht es nicht um die Frage nach dem Warum des Übels in der Welt. Die Welt ist so, wie sie ist. Dass sie jedoch ist, verdanken wir Gott. Dem Bibeltext des Evangeliums geht es vielmehr um die Frage, wie die Welt, in der wir leben, in der Hoffnung auf die verheißene Vollendung schon heute ein besserer Ort werden kann.

Und die Antwort Jesu lautet: die Liebe, die aus dem Herzen kommt und mit der ihr Gott und euren Nächsten lieben könnt, diese Liebe ist das Wichtigste in dieser Welt.

Und diese Liebe zum Nächsten, so das Evangelium, ist mehr wert als jedes fromme äußere Zeichen, mit dem wir Gott verehren. Zum Schutz der Nächsten, der Schwächsten in unserer Gemeinschaft, werden in den kommenden Wochen unsere öffentlichen Gottesdienste ausfallen. Sie sind nicht nur äußere Zeichen und es trifft ins Herz einer Gemeinde, aber ihr Aussetzen ist unumgänglich.

Unsere Liebe zum Nächsten verweist auf Gott. Weil Gott uns liebt, können wir uns geliebt wissen und diese Liebe weitergeben. Und diese Liebe kann nicht anders sein als heilend und lebensfördernd.

Jesus bezeichnete eine Welt, die vom Heil durchdrungen ist, als „Reich Gottes“. Davon sind wir hier auf Erden noch weit entfernt. Es ist eher ein fragmentarischer Anbruch des Reich Gottes, auf dessen Vollendung wir hoffen. Aber aus den Worten Jesu kann man die Vision einer Haltung heraushören, ein Ethos, nach dem das eigene Leben ausgerichtet werden kann. Wir folgen darin Jesus, der in seiner Zuwendung und seinem heilenden Handeln zum Nächsten dass, was wir als Reich Gottes erhoffen, schon vorgelebt hat.

In dem Text von Peter Maffay klingt das so: *Danke, für den Blick in andre Augen. Danke für den Klang anderer Stimmen und danke für den Wunsch, wie andere zu denken.*

Wir leben momentan in der paradoxen Situation, dass sich Liebe zum Nächsten dadurch zeigt, möglichst isoliert vom Nächsten zu leben. Das gilt an dieser Stelle definitiv nicht für Pflegenden und Ärzte. Aber für den großen Rest der Gesellschaft.

Und in dieser Trennung wird uns der Blick in reale andere Augen fehlen. Der Menschen, die wir lieben und die wir nicht erreichen können. Oder der Blick in die Augen Fremder, denen wir im alltäglichen Leben begegnen würden. Das wird für die meisten von uns schwer zu ertragen sein. Wir können uns in andere hineinversetzen und so denken, wie andere denken: die Angst, die wir spüren, wenn jemand, den wir kennen und mögen krank ist. Die Trauer, wenn jemand stirbt, und die Verzweiflung, nichts tun zu können. Alle diese Erfahrungen und Gedanken werden wir miteinander teilen.

Es kann in dieser Zeit möglicherweise trösten, in der Hoffnung zu leben, die auf die Zeit gerichtet ist, in der wir wieder befreit und in Kontakt mit anderen leben können.

Die Lesung aus dem Alten Testament stellt uns in einem ca. 2800 Jahre alten Bild eine solche Hoffnungsvision vor. Mit diesem Bild möchte ich hier schließen und wünsche allen Leser*innen alles erdenklich Gute und Gesundheit. Und Gottes Segen, Liebe und Kraft für die kommende Zeit.

Ihre Andrea Strickmann, Seelsorgerin

Lesung aus dem Buch Hosea 14, 6-9

So spricht der Herr:

Ich werde für Israel da sein wie der Tau, damit es aufblüht wie eine Lilie und Wurzeln schlägt wie der Libanon.

Seine Zweige sollen sich ausbreiten, seine Pracht soll der Pracht des Ölbaums gleichen und sein Duft dem Duft des Libanon.

Sie werden wieder in meinem Schatten wohnen; sie bauen Getreide an und gedeihen wie die Reben, deren Wein so berühmt ist wie der Wein vom Libanon.

Was hat Efraim noch mit den Götzen zu tun? Ich, ja, ich erhöre ihn, ich schaue nach ihm. Ich bin wie der grünende Wacholder, an mir findest du reiche Frucht.